

Ende einer Laufbahn

Lokomotivführer wollte ich werden, sonst nichts.

Ich gehörte noch zu einer Generation, die sich erreichbare Ziele steckte. Feuerwehrmann, Schornsteinfeger, Polizist. Und mein größter Wunsch war: Lokomotivführer sein. Schon als kleiner Junge war ich von Bahnhöfen fasziniert. Mein Vater nahm mich dorthin mit, und wir sahen den Zügen nach. Natürlich hatte ich auch eine kleine Modelleisenbahn. Sie war aus Plastik und nicht sehr wertvoll. Ich legte die Schienen im ganzen Zimmer aus und träumte davon, kleine Tunnel durch die Wände zu brechen, um meine Bahn durch die ganze Wohnung fahren zu lassen, wie man das in Filmen oft sah. Eines Tages, als meine Mutter die Wäsche ins Zimmer brachte, zertrat sie einen kleinen Bahnübergang. Die Schienen waren irreparabel verbogen, die Schranken geknickt. Ich weinte bis in die Nacht.

An meinem Geburtstag hatten meine Großeltern Geld zusammengelegt und schenkten mir eine Märklin-Diesellok: die Kleinlokomotive Baureihe Köf II der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft aus

dem Jahr 1938 mit offenem Führerstand. Ein wahres Schmuckstück. Ich allerdings hätte lieber neue Schienen gehabt, aber so war nun der Boden in meinem Zimmer wieder frei. Auf der Leiste über meinem Bett stand die winzige Lok, die ich vor dem Einschlafen schnaubend über die Polster fahren ließ und mir dabei je nach Bettwäsche vorstellte, mit der Transsibirischen Eisenbahn die unendliche russische Schneelandschaft zu durchqueren oder mit dem Orientexpress durch die bewaldeten Gebirge der Karpaten zu rattern. In der Zeit las ich Jules Verne und Karl May und träumte mich in den Wilden Westen. In der Schule hatten wir gelernt, dass zwei parallele Linien sich in der Unendlichkeit treffen, und so sah ich mich in den endlosen Weiten der nordamerikanischen Prärie Schienen verlegen, auf denen ich irgendwann in die Ewigkeit brausen würde.

Nach meiner Ausbildung fuhr ich zunächst quer durchs Land, je weiter, desto besser. Die Schichtarbeit störte mich nicht. Ich genoss die Einsamkeit des Reisens und die Anonymität der Zimmer, die man uns zur Verfügung stellte. Mit Arbeitskollegen hatte ich damals wenig am Hut, ich sonderte mich ab. Spätabends saß ich oft noch mit meinem kleinen Bier an der Bar, lauschte den gedämpften Stimmen der anderen Gäste und hing meinen Gedanken nach. Das war alles in allem ein gutes Leben. Dann lernte ich Patrizia kennen. Es störte sie nicht, dass ich viel unterwegs war. Sie arbeitete bei der Bank und schätzte es, nach Feierabend allein ausspannen zu können. Eine

intensive Beziehung hätte sie gestresst, wie sie sagte. So sahen wir uns nur tageweise, dann aber nahmen wir uns richtig viel Zeit füreinander, blieben den ganzen Vormittag im Bett, unternahmen ausgedehnte Wanderungen, gingen ins Kino oder ins Konzert und hinterher schön essen. So hätte es meinerwegen weitergehen können. Aber nach ihrer Fehlgeburt merkte Patrizia, dass es sie doch störte, dass ich oft so weit entfernt war. Sie stellte mir ein Ultimatum, und ich suchte mir einen Posten im Regionalverkehr. Patrizia trennte sich dennoch von mir. Heute lebt sie mit einem Mann, der in derselben Bank arbeitet wie sie. Sie haben zwei Kinder und verbringen jede freie Minute zusammen. Ich habe sie einmal getroffen. Patrizia sah richtig glücklich aus und überhaupt nicht gestresst.

Ich war also wieder allein und hätte in den Fernverkehr zurückwechseln können. Aber mittlerweile war ich bequem geworden. Ich schätzte es, abends in meine kleine Wohnung zurückzukehren und mein Bier aus dem Kühlschrank zu holen. Außerdem war ich nicht mehr neugierig auf die weite Welt. Mehr und mehr hatte ich bemerkt, wie ähnlich es doch überall war, das Angebot auf den Getränkekarten, die Gesichter der Menschen, der Lärm aus den Lautsprechern. Manchmal sah ich abends meine kleine Märklin-Lok an, die ich noch immer bei meinem Bett stehen habe, und spürte dumpf, wie ich überdrüssig war. Ich merkte, dass ich schon lange keine wirkliche Freude mehr empfunden hatte. Wenn ich meine

Kabine betrat und mich in den Sessel setzte, tat sich nichts mehr. Früher hatte mich ein leises Schauern durchströmt, in dem ein klein wenig Abenteuerlust und Fernweh steckten. Jetzt schmerzte mir nur der Rücken, und ich dachte, dass mein Hintern breit geworden war in den Jahren, fast wie plattgedrückt vom vielen Sitzen. Wie routiniert ich alles abrollen ließ, das Hantieren mit Knöpfen und Schaltern, die Durchsagen; selbst der Griff zur Cola, die ich immer bereithielt, war automatisiert.

Dann kam der 9. März. Ein windiger Tag, daran erinnere ich mich noch, kalt trotz der Sonne, die auf die zaghaft grünenden Felder schien. Noch zwei Stationen bis zum Streckenende, dann war für mich Schluss. Draußen begann es langsam zu dunkeln. Ich weiß nicht mehr, woran ich dachte, während der Zug aus dem Bahnhof ausfuhr und zunehmend an Fahrt gewann. Vielleicht übertönte auch das rhythmische Holpern der Schwellen alle Gedanken. Plötzlich aber wurde ich aus dem stumpfen Trott meiner Routine gerissen. Da stand eine Frau an den Geleisen. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das der Wind um ihren Körper schlug, mehr erkannte ich im grauen Dämmer nicht. Ich raste direkt auf sie zu. Mein Herz setzte aus, „bremsen“, dachte ich nur noch, „bremsen“, und da ging schon ein Kreischen durch den ganzen Zug. Es war zu spät. Wir hatten noch nicht völlig angehalten, da riss ich schon die Tür auf, sprang hinaus. Unter den Schienen flatterte ein Ende blauen Stoffs, sonst nichts. Kein Blut, kein Laut, es war gespenstisch ruhig.

Ich habe später herausgefunden, dass sie Katja Schmidt geheißten hatte. Sie war 53, zwei Jahre jünger als ich. Seit der Scheidung von ihrem Mann hatte sie zu trinken begonnen, heimlich zuerst, dann auch für ihre Kolleginnen an der Supermarktkasse offensichtlich. Zuletzt hatte sie sich mehr und mehr abgesondert, war nicht mehr zum Singkreis gegangen. Auf ihrer Beerdigung spendeten die Freundinnen einen Kranz. Der andere war von mir.

Ich habe mich oft gefragt, warum sie ausgerechnet mich ausgesucht hat. Ich sehe ihr Bild auf dem Grabstein und überlege, was wir einander gesagt hätten, wenn wir uns begegnet wären, auf der Straße oder in einem Café. Womöglich nichts. Sie war wahrscheinlich nicht mein Typ, ich wohl auch nicht ihrer. Und doch bin am Ende ich es gewesen, dem sie in die Bahn gesprungen ist. Mein Leben und ihr Tod sind nun unlöslich miteinander verbunden, und ihr Schatten wurde zum zweiten Schienenstrang meiner Wege.

Meine Kollegen versuchten mich zu trösten. Das sei eben das Risiko unseres Berufs. „Erkrankung eines Fahrgastes“, wer hatte das noch nicht erlebt. Und sie erzählten mir von Überfällen auf Schlafwaggons, Vergewaltigungen, Mord und Sprengstoffanschlägen. Manfred, der eine Zeitlang bei der U-Bahn war, hat sogar schon zwei Selbstmorde mitgemacht, ehe er sich versetzen ließ. Das alles war mir nicht neu, davon hatten wir schon bei der Ausbildung gehört. Ich aber kam nicht mehr zur Ruhe. Eine Zeitlang

versuchte ich noch weiterzumachen, doch wenn ich in der Kabine saß und die Leute einsteigen sah, begann ich, ihre Mienen zu mustern und ihre Gesten zu deuten. Warum nahmen sie ausgerechnet diesen Zug? Wo wollten sie hin? Was führten sie im Schilde? Die Frau dort mit den kleinen Kindern, war sie nicht erschreckend blass? Der junge Mann mit der großen Tasche, sah er nicht aus wie einer, der zu allem bereit war? Ich konnte mich nicht mehr konzentrieren, fuhr langsam und mit Schweiß auf der Stirn. Bei jeder Brücke, jeder Bahnhofseinfahrt begannen meine Hände zu zittern. Ich musste den Dienst quittieren.

Heute betreibe ich ein kleines Karussell auf dem Wanderrummel. Eine Dampflokomotive und fünf kleine Waggons mit Herzen und Sternchen fahren da im Kreis. Meist ist nicht viel los, und ich verschenke Bonbons und Lollis mit jedem Karussellticket. Kinderkram, finden die meisten und laufen zu den Achterbahnen. Aber es gibt noch ein paar kleine Jungs, die sich in die Führerkabine setzen und ihren Eltern aus dem Fenster winken. Dann, wenn das Karussell ruckelnd seinen Tanz beginnt, greifen sie voll Ernst nach dem Lenkrad und schauen konzentriert auf die Schienen vor sich, auf diese zwei parallelen Plastikstränge, die sich in der Unendlichkeit treffen. Ich weiß, dort werden Katja Schmidt und ich einander vergeben.